



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

3.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

seitigen Glückes verleben. Hoffentlich wird dein bi-
gotter Gemahl nicht allzu eifersüchtig sein.

In alter Zuneigung Ernst Scheder."

"Ich komme, Ernst, ich komme!"

Da werden draußen Schritte laut.

Hastig schiebt die Frau das sündhafte Schreiben
wieder in ihre Tasche.

Im nächsten Augenblicke betritt Bernd mit den
Knechten die Küche.

3.

Wieder ist es Sonntag geworden. Der Stern-
frug prangt im festlichen Gewande. Eine lange schwarz-
weiß-rote Fahne flattert vom Giebel herab lustig im
Winde. Der Saal ist mit Kränzen und Girlanden
geschmückt, zwischen denen bunte Papierlampions hän-
gen. Der Fußboden ist blankgescheuert und geglättet,
damit die tanzenden Paare leichtfüßig im Kreise herum-
wirbeln können. Noch einige Stunden, dann beginnt
das Erntefest in diesen Räumen.

In einem kleinen Stübchen hinter dem allgemeinen
Gastzimmer steht ein städtisch gekleideter Mann von
etwa dreißig Jahren sinnend am Fenster. Die Linke
spielt mechanisch mit der schweren Uhrkette, während
die Gedanken zurückschweifen in die Vergangenheit.
Da tritt der Wirt mit zwei schäumenden Bierkrügen

ein und macht den Träumereien des Mannes ein Ende. Auf einem Ledersofa nehmen die beiden Platz.

„Waren Sie droben auf dem Lindenhofe, Herr Scheder?“ fragt der Wirt in gedämpftem Tone.

„Ja, ich war dort, ein ganz respectables Anwesen,“ gibt der Gefragte ebenso leise zurück.

„Und haben Sie die Dora getroffen und gesprochen?“

„Die Dora und auch ihren Gatten.“

„Hat er Ihnen die Hunde nicht auf den Pelz geheßt?“ forschet der Wirt lachend weiter.

„Gott bewahre! Ich wurde ihm als Vetter vorgestellt. — Scheint mir überhaupt ein harmloser Kerl zu sein. Ich kann die Dora wirklich nicht begreifen, daß sie sich in den vergafft hat.“

Gedankenvoll blickt der Wirt eine Weile zu Boden, dann raunt er seinem Gegenüber zu: „Hab's auch nicht begreifen können und meine Frau auch nicht. — Die Dora muß nur auf den Hof spekuliert haben, sonst weiß ich's nicht.“

„Deshalb gab sie mir damals einen Korb,“ grinst der andere bitter, hastig nach seinem Bierkrüge greifend, als wollte er in dem Trank Vergessen suchen.

„Die Dora war immer eigen,“ meint der Wirt beschwichtigend.

„Damals war ich ihr zu gering, zu arm. Heute könnte ich ihr ein glänzendes Los bereiten. Ich glaube,

sie würde sich an meiner Seite glücklicher fühlen als auf dem bigotten Bauernsitz da oben.“

„Mag sein. — Sie kommt doch?“

„Sie hat es mir versprochen.“ — — —

Allmählich neigt sich der Tag seinem Ende zu. Dunkle Schatten gleiten schon über die herbstlichen Fluren, und in den Wiesengründen bilden sich weiße, schleierhafte Nebelstreifen, die, von der Luft bewegt, oft hin- und herschweben, bis sie zerrissen und zerfetzt dahingetrieben werden.

Dämmerung herrscht auch in dem Zimmer des Lindenhofes, in dem der junge Bauer, aus seiner Meerschaumpfeife rauchend, am Tische sitzt. Er hat am Nachmittag einige notwendige Korrespondenzen erledigt. Und nun sitzt er da und spielt mit dem Hunde, der den Kopf auf seine Knie gelegt hat.

Da öffnet sich die Türe. Mit einer brennenden Lampe in der Hand tritt seine Frau herein, gekleidet in ein helles, duftiges Mullkleid, im Haare eine dunkle Rose. Im matten rötlichen Licht der Lampe hebt sich das blendende Weiß des Kleides von der dunklen Umgebung wirkungsvoll ab. Eine ganze Weile ruht der Blick des Mannes staunend und bewundernd auf der schmiegsamen, schlanken Gestalt, die nun die Holzladen schließt.

„Nun, Bernd, bist du bald soweit?“ fragt sie, noch immer an dem Fenster nestelnd.

„So willst du wirklich hin?“

Mit einem Ruck wendet sich die Frau ihrem Gatten zu, und ernst fragt sie wieder: „Du etwa nicht?“

„Ich kann dir gestehen, Dora, daß ich am liebsten zu Hause bliebe. — Ich verlange gar nicht nach dem Erntefest, ich fühle mich viel wohler hier als in dem lärmenden Saale.“

„Dieses Mal können wir uns nicht zurückziehen — Der Onkel hat uns eingeladen, mein Vetter ist gekommen . . .“

„Daß du mir aber nie vorher etwas von diesem Vetter gesagt hast,“ meint Bernd, fragend zu seiner Frau aufblickend.

„Was hättest du für ein Interesse daran gehabt?“ gibt sie gleichgültig zurück.

„Wenn ich dir meine Meinung offen sagen soll: Mir gefällt dieser Vetter nicht. Er hat, wie man sagt, keinen guten Blick. — Ich glaube, es wäre für uns beide am besten, wenn wir nicht hingingen. Zudem solltest du doch des Kindes halber schon zu Hause bleiben.“

„So, gönnst du mir diese unschuldige Freude des Tanzens nicht?“ kommt es gereizt von den Lippen der jungen Frau. „Der Kleine ist in guter Hut. Das ganze Jahr lebt man hier oben von aller Festlichkeit abgeschlossen. Kommt dann einmal eine Gelegenheit, der man sich nicht entziehen kann, dann möchtest du auch diese vorübergehen lassen und wie ein Einsiedler

hier weiterleben. — Ich bin noch jung und habe ein Unrecht auf die Freude.“

Halb erstaunt, halb unwillig blickt Bernd auf die heftig gestikulierende Frau, die nun ihr parfümiertes Taschentuch hervorzieht und an die Augen führt.

„Mein Gott, Dora, beruhige dich doch. So sind meine Worte nicht gemeint. Gern gönne ich dir die Freude; aber von diesem Erntefeste verspreche ich mir nicht viel Gutes. — Ich will dir nicht zuwider sein. -- Gehen wir also hin.“

Müde erhebt sich Bernd von seinem Sitze. Liebevoll schlingt er den Arm um den Hals seiner Gattin, und freundlich blickt er Dora ins Auge, aber wie Mahnung drohenden Unheils legt sich's beklemmend um seine Brust.

Draußen erklingt der schrille Ruf eines Käuzchens.

Etwas zaghaft betritt Bernd, aber leicht und fröhlich seine Frau den Tanzsaal im Sternkrug. Da kommt auch schon Scheder auf sie zu und führt sie an einen mit Blumen geschmückten Tisch in ein Nebenzimmer, wo er einige Plätze für sie reserviert hat.

Am unteren Ende des Tisches sitzt Schäfers, ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, ein guter Freund von Bernd, mit seiner Frau bei einem Glase Bier. Er bietet dem Freunde die Hand, und bald sind die beiden Männer in ein Gespräch über Ackerwirtschaft vertieft. Dora wechselt einige Worte mit der Frau Schäfers, dann aber wendet sie sich ganz Scheder zu.

Ihre Wangen glühen, ihre Augen leuchten, ihr helles Lachen zittert oft durch das Zimmer. Jedesmal blickt Bernd mit einem kurzen Augenaufschlag zu seiner sonst so wortkargen Frau auf, und er lächelt gezwungen. In der Seele aber tut's ihm weh, daß die Dora mit dem Scheder, ihrem Better, so vergnügt und lustig tut, während sie daheim auf dem Hofe nie eine so fröhliche Miene zeigt.

Die vier Musikanten, — diesmal sind es geübte Militärmusiker aus der Stadt, — beginnen einen Walzer.

„Herr Meier, Sie gestatten doch . . .“ hört Bernd sich plötzlich gefragt, — er hat im Gespräch mit dem Freunde gar nicht auf die Musik geachtet, — und ehe er eine Antwort geben kann, geht Scheder schon dahin in den Tanzsaal, am Arme die Dora. Und sie lachen und plaudern. Im nächsten Augenblicke schweben die beiden im Tanze dahin. Bernd wendet die Augen, um es nicht zu sehen, denn das freie Lachen Scheders hat ihn verlezt.

„Nun, tanzt ihr beiden denn nicht?“ fragt Bernd dann das befreundete Ehepaar.

„Ich kann nicht gut tanzen, Herr Meier,“ antwortet Frau Schäfers, „unsere beiden Mädchen sind hier, da sind wir auch etwas herübergekommen, damit sie zur rechten Zeit wieder heimgehen.“

Dann plaudern sie weiter, während Dora im Reigen dahinfliegt und lachend den Worten lauscht, die ihr Scheder in die Ohren raunt.

So geht's mehrere Tänze hindurch. Einmal versucht Bernd zu tanzen, aber es wird ihm schwer. Er atmet auf, als ihn ein Herr während des Tanzes ablöst. Aber finster wird seine Stirn, als er Scheder erkennt.

Um 11 Uhr geht Bernds Freund mit Frau und Mägden heim.

„Wer ist der Mann, der mit deiner Frau tanzt, Bernd?“ fragt er noch vor dem Gehen.

„Ein Vetter von ihr.“

„So? — Ist ja sehr liebenswürdig mit deiner Frau. — Im Vertrauen gesagt, Bernd: Er macht keinen guten Eindruck.“

„Ich gehe auch gleich heim!“

Bernd begleitet seine Tischgenossen bis vor die Türe. Als er wieder ins Zimmer tritt, sieht er Dora und Scheder am Tische sitzen. Scheder hat den Arm um ihre Taille gelegt, und gerade biegt er sich vertraulich zu ihr herüber.

Wutentbrannt springt Bernd auf die beiden zu und reißt sein Weib zur Seite.

„Sofort gehen wir nun heim! Solche Vertraulichkeiten verbitte ich mir auch von deinem Vetter.“ Zornig rollen seine Augen, und grimmig hält er die Fäuste geballt.

„Sie roher Mensch,“ knirscht Scheder.

„Sagen Sie noch ein Wort, dann fühlen Sie meine Fäuste.“

„Diese Behandlung lasse ich mir hier öffentlich nicht von dir gefallen. Du scheinst betrunken zu sein. Ich gehe nicht mit dir.“ So keift die heuchlerische Frau.

„Du gehst jetzt sofort mit!“

Ohne ein Wort zu sprechen, die Zähne fest aufeinandergepreßt, so schreitet Bernd den dunklen Weg zum Lindenhofe hinauf. Das zornige Schluchzen seiner ihm zur Seite gehenden Frau wie auch ihre Scheltworte, mit denen sie ihn der Rohheit zeihet, üben auf ihn keinen Einfluß aus. Er schiebt sie vor sich her ins Haus und schließt die Türe hinter sich zu.

Schon früh zieht Bernd am andern Morgen mit den Knechten hinaus aufs Feld. Als er gegen Mittag heimkommt, ist er erstaunt, seine Frau nirgends zu finden. Auf seine Frage erfährt er, daß sie vor mehreren Stunden, kurz nach seinem Fortgehen, mit Hut und Mantel ins Dorf hinabgegangen sei. Eine furchtbare Ahnung befällt ihn. Er eilt hinauf in das Zimmer seiner Frau. Ihre besten Kleider fehlen. Den Kleinen findet er unter der Obhut einer Magd. Dann eilt er zum Dorfe hinab in den Sternkrug. Schlaftrunken kommt ihm der Wirt im Hausflur entgegen.

„Ist meine Frau hier?“

„Eure Frau? — Nein! — Sie ist ja mit Euch heimgekehrt. — Seid recht grob zu ihr gewesen, Lindenhauer.“

„Das geht Euch nichts an, Wirt. — Wo ist Scheder?“

„Der ist heute früh mit dem Schnellzuge abgefahren.“

Wie betäubt verläßt Bernd das Haus. Möglich, daß seine Befürchtung unbegründet ist. Vielleicht kehrt die Dora im Laufe des Tages heim, vielleicht ist sie schon wieder droben. Aber eine furchtbare Ahnung will ihn nicht verlassen.

4.

Trübe Tage hat der Herbst ins Land geschickt. Nur selten huscht ein Sonnenblick durch zerrissene Wolken zur Erde; Regengüsse wechseln ab mit dichtem, bedrückendem Nebel. Und seelisch trübe Tage sind es auch, die die Bewohner des Lindenhofes an sich vorüberziehen sehen. Das frohe Scherzen und Plaudern der Dienstboten ist verstummt. Ernst und schweigend geht ein jeder seiner Arbeit nach. Nicht tragen sie Leid um den Fortgang der Bäuerin, — eine echte Bäuerin war sie ja doch nie. Aber der Herr dauert sie und die alte Mutter, die nun wieder auf die Bitten ihres Sohnes hier das Regiment führt.

Schluchzend wie ein Kind hat Bernd einige Tage nach Doras Entweichen der Mutter sein Leid geklagt. Sie hat seine Klagen vernommen, ohne ein Wort des Tadels, obwohl sie Grund dazu gehabt hätte. Dann